

Koste es, was es wolle

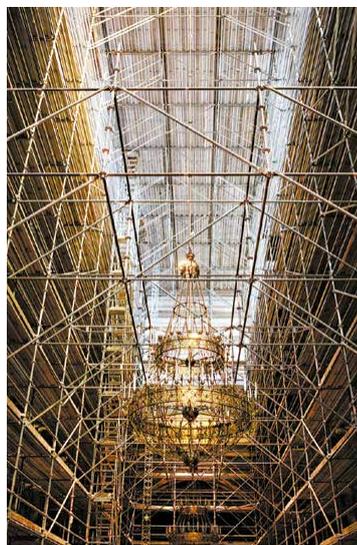
Joe Farrugia ist Pfarrer der Votivkirche in Wien. Für die Sanierung braucht er Geld, seine Geschäftsideen sorgen für Empörung VON LISA KREUTZER



Pfarrer Farrugia vermietet eine Plakatfläche vor der Votivkirche. Wer hier werben will, muss 62.000 Euro im Monat zahlen



Joe Farrugia ist froh, dass er nicht auf Facebook ist: »Sonst hätte ich Shitstorms«



Seit 20 Jahren schon wird die Kirche saniert. Das Geld ging immer wieder aus

Wäre Joe Farrugia ein Unternehmer, hätten ihn seine Durchsetzungskraft und Kreativität wohl schon zu einem reichen Mann gemacht. Als Pfarrer der Wiener Votivkirche brachten ihm diese Eigenschaften weder Ruhm noch Reichtum ein, dafür viele Beschwerden. Im E-Mail-Postfach des 73-jährigen landeten regelmäßig erbotene Nachrichten, sie werden von Kirchenbesucherinnen und anderen Stadtbewohnern. Und meistens haben sie mit den ungewöhnlichen Geschäftsideen des Priesters zu tun. Mit dem übergroßen Plakat zum Beispiel, das gerade vor dem Gotteshaus für eine Automarke wirbt. »Gott sei Dank bin ich nicht auf Facebook«, sagt Farrugia. »Sonst hätte ich Shitstorms.«

Um Geld in die Kirchenkasse zu spülen, vermietete Farrugia vor rund zwei Jahrzehnten die Außenfassade der Votivkirche als Werbefläche. Seither verdeckt ein 343 Quadratmeter großes Banner die halbe Frontansicht des Gotteshauses. George Clooney warb darauf schon für Kaffee, eine Getränkefirma für Hanf-Limo oder Unterwäschefirmen für Bikinis. Der Pfarrer würde dadurch die sakralen Räume beschmutzen, kritisieren die einen. Auf einer Kirche zu werben, das gehöre sich einfach nicht, wieder andere. Joe Farrugia sagt dazu nur: »Pecunia non olet.« Geld stinkt nicht.

Als er vor 32 Jahren Pfarrer der Votivkirche wurde, nahm er sich eine Sache vor: Er werde das Gotteshaus retten. Koste es, was es wolle.

Die Wiener Votivkirche, die nahe der Ringstraße im neunten Bezirk steht, ist nach dem Stephansdom die zweitgrößte Kirche der Bundeshauptstadt. Mitte des 19. Jahrhunderts im gotischen Stil errichtet, zählt sie zu den bedeutendsten Bauten des europäischen Historismus. Für die katholische Kirche in Österreich ist sie ihre teuerste Baustelle. Und für Joe Farrugia: »Nichts als Arbeit.«

Seit 20 Jahren schon wird das marode Gotteshaus saniert, zwischen 32 und 35 Millionen sollen die Renovierungsarbeiten insgesamt kosten, 2023 sollen sie endlich abgeschlossen sein. Doch darauf will sich Farrugia nicht festlegen. Immer wieder ging der Kirche in den vergangenen Jahren das Geld aus, und die Bauarbeiten mussten pausieren. Eigentlich hätte Farrugia sich längst zur Ruhe setzen können. Doch bevor die Sanierung nicht abgeschlossen sei, gehe er nicht. Er sagt: »Ich saniere die Kirche für Gott.«

Joe Farrugia ist ein klein gewachsener Mann, der gerne italienische Zigarren raucht. Sein Humor ist trocken, sein Haar grau, das Gesicht voller freundlicher Falten. An einem Nachmittag im Jänner führt er durch das Mittelschiff der Votivkirche, auch hier herrscht Baustelle: Vor den steinernen Säulen steht ein 30 Meter hohes Stahlgerüst, es wird gebohrt und gehämmert, es kracht und poltert. »Als ich hier Pfarrer wurde«, sagt Farrugia, »war alles kaputt.«

Im Jahr 1968, Farrugia war gerade 20 Jahre alt, kam er von Malta nach Wien, studierte und ließ sich zum Priester ausbilden. Danach übernahm er die Wiener Tourismusseelsorge, später die Flughafenkirche in Schwechat, Ende der 1980er-Jahre wurde er Pfarrer der Votivkirche. Verrußt und schmutzig sei sie damals gewesen, erzählt er. Kriegsschäden, Witterung und Rost hatten zu akuter Absturzgefahr von kleinen Türmen und Steinen geführt. Sein Vorgänger habe sich nicht um das Gotteshaus gekümmert.

Als Pfarrer muss Farrugia auch seine Gemeinde finanziell am Laufen halten. Um Kosten zu sparen, übergab er die Kirche vor Jahren in den Besitz der St. Josef Stiftung für sakrale Baudenkmäler der Erzdiözese Wien. Farrugia zahlt seither 50.000 Euro Miete im Jahr, dafür kümmert sich die Stiftung um die Sanierung von Dach und Fassade. Durch diese Mietkonstruktion spart sich die Stiftung die 20 Prozent Vorsteuer beim Einkauf des Baumaterials für die Renovierungsarbeiten. Für die Sanierung des Innenraumes, Betriebs- und Personalkosten muss die Pfarre aber selbst aufkommen – insgesamt rund 100.000 Euro jährlich, rechnet Farrugia vor. Für eine kleine Gemeinde mit rund 2500 Mitgliedern eine Herkulesaufgabe. Im Jahr würden mindestens 70.000 Euro fehlen, sagt Farrugia. Also musste er kreativ werden.

Vor Jahren fragte er einen befreundeten Winzer, ob er ihm Rotwein zum Selbstkostenpreis zur Verfügung stelle, Farrugia taufte den Wein »Versuchung Cuvée« und verkaufte ihn für zwölf Euro die Flasche weiter. Der Priester ließ Schnaps brennen, vermietete die Kirche für Popkonzerte, für Ausstellungen oder als Hörsaal. Auf dem Dach der Kirche ließ er tellerförmige Antennen anbringen, versteckt zwischen den verschönerkten neogotischen Türmen. Wer die Antennen nutze, beantwortet der Pfarrer nur vage: Supermärkte im Bezirk würden darüber Daten senden, sagt er. Welche genau oder wie das funktioniere, wisse er selbst nicht. Auch sie bringen Geld in die Gemeindegasse. »Es sind aber keine Handymasten«, sagt der Pfarrer. Das sei ihm wichtig zu betonen. Er habe deswegen schon verärgerte Anrufe bekommen.

Farrugia musste all seine Geschäftsideen von Zeit zu Zeit gegen einzelne Mitglieder der Diözese verteidigen. Nichts erhitzte die Gemüter so sehr

wie die großen Werbebanner, die er an das Baugerüst der Kirche anbringen ließ.

Dabei halte er sich an klare Regeln, sagt er: Die Werbung dürfe weder politisch noch obszön sein. Was als obszön gilt und was nicht, das sieht er lockerer als andere Kirchenmitglieder. Auf dem Banner warb schon eine Schuhmarke mit viel nacktem Bein für ihre Modelle, eine Unterwäschemarke zeigte eine braun gebrannte Frau im knappen Bikini, die im Schneidersitz am weißen Strand saß. Die Empörung war groß, und im Postfach des Pfarrers landeten Beschwerden.

Farrugia nimmt die Kritik in Kauf, für ihn zählt das Geld auf dem Konto, das er in seine Kirche stecken kann. Laut der Firma Megaboard, welche die Werbefläche vermittelt, ist die Votivkirche einer ihrer zehn »Top Standorte« in Wien. 1,9 Millionen Menschen würden monatlich mit dem Banner vor dem Gotteshaus erreicht. Wer hier werben will, muss inklusive Vermittlungskosten 62.000 Euro im Monat hinlegen. Ohne ihn und seinen Geschäftssinn, sagt Farrugia, »wäre die Kirche heute wahrscheinlich nicht mehr betretbar.«

Ganz allein wird der Pfarrer nicht gelassen. Die Stadt Wien steuerte bisher 4,5 Millionen Euro zur Sanierung bei. Und »das wird nicht alles gewesen sein«, heißt es aus dem Büro der Kulturstadträtin Veronica Kaup-Hasler (SPÖ). Die Stadt übernehme damit »Verantwortung für den Erhalt dieses besonderen kunst- und kulturhistorischen Erbes«. Erst kürzlich wurden weitere 343.000 Euro freigegeben, für die Chorgalerie, Treppen und das Gewölbe. Das Bundesdenkmalamt rechnet für das Jahr 2021 österreichweit mit rund 600 bis 650 sakralen Sanierungsprojekten. Dafür gibt es knapp acht Millionen Euro an Fördermitteln vom Bund. Auch die Votivkirche wird einen Teil davon bekommen.

Viel Steuergeld, aber für Harald Gnisen nicht genug. Der 63-Jährige ist Baudirektor der Erzdiözese Wien und zugleich Vorsitzender der St. Josef Stiftung. »Kirchen sind ein wichtiger Teil unseres kulturellen Erbes«, sagt er. Das Gefühl der Menschen, wenn sie in einer sanierten Kirche stünden oder dort beteten, sei so erhebend, das lasse sich nicht mit Geld aufrechnen.

Nur: Voll werden die Gotteshäuser schon lange nicht mehr. Die Zahl der Menschen, die Kirchen von innen sehen, geht seit Jahren zurück. Saßen 2011 noch rund 680.000 Katholiken in der Sonntagsmesse, waren es 2019 nur noch 533.000. Seit Beginn der Sanierung der Votivkirche im Jahr 2001 hat die Pfarre fast ein Fünftel ihrer Mitglieder verloren. Gleichzeitig werden die Kirchen und Pfarrhäuser immer älter.

Im Gebiet der Erzdiözese Wien, das auch den Osten Niederösterreichs umfasst, liegen insgesamt 1200 Kirchen, das Bauamt der Diözese betreut 500 Baustellen im Jahr. Nicht für jedes Projekt reicht das Budget, Bauten werden vorübergehend mit Netzen oder Gerüsten abgesichert. Österreichs katholische Kirche mag reich an Besitz sein, liquide genug, um ihn instand zu halten, ist sie nicht. In ganz Europa kämpfen Pfarrgemeinden darum, ihre alternden Kirchen zu retten. Es fehlt nicht nur an Geld und Gläubigen, sondern auch an Priestern. Immer mehr Gotteshäuser werden vermietet, verkauft, ungenutzt. Wo früher Messen abgehalten wurden, wird heute Essen serviert, auf Bühnen getanzt, oder es werden Touristen beherbergt.

Robert Otto hat sich die Geldprobleme der Kirchen zum Geschäftsmodell gemacht. Der Wiener Musik- und Eventmanager vermittelt mit seiner Agentur »Rent a Church« Kirchen in Wien – für Firmenfeiern, Fotoshootings oder Konzerte. Die Nachfrage sei groß, sagt er. Auch die Votivkirche hat Otto schon häufiger vermittelt, für eine Ausstellung über Michelangelo etwa. 2003 spielte die britische Synthie-Pop-Band Koshene ein Konzert im prunkvollen Mittelschiff der Kirche. 1000 Personen haben dort Platz, die Miete kann für einen Abend bis zu 6000 Euro betragen. Manche Chöre, sagt Farrugia, bekämen bei ihm einen Sozialtarif, da verlange er nur 500 Euro pro Abend.

Bei nicht zahlenden Besuchern hält sich die Gastfreundschaft des Pfarrers in Grenzen. Als im Jahr 2012 Geflüchtete gegen die menschenunwürdige Unterbringung im Erstaufnahmезentrum Traiskirchen protestierten und daraufhin die Votivkirche besetzten, forderte Farrugia wochenlang die Räumung der Kirche. Sie sei kein politischer Ort, sagte er damals. Das sieht er auch heute noch so. Außerdem hätten die Ausdünstungen der Besetzer die teure Orgel beschädigt.

Ganz um Gott allein geht es Farrugia auch bei der Sanierung nicht. Als der Pfarrer um den Außenbereich der Kirche führt, deutet er auf zwei Wasserspeier aus grauem Stein, die er an der Fassade anbringen ließ. Der eine trägt das Gesicht von Farrugia, der andere das von Baudirektor Gnisen. »Das ist besser als irgendeine Gedenktafel nach dem Tod«, sagt er. Damit solle sich auch die irdische Welt an die beiden Männer erinnern, die sich für die Sanierung der Votivkirche eingesetzt haben.

Doch selbst wenn die Renovierungsarbeiten in zwei Jahren abgeschlossen sind, sind sie nicht wirklich zu Ende, befürchtet Baudirektor Gnisen. Die Arbeiten dauern schon so lange, dass an einigen Stellen, die vor Jahren renoviert wurden, neue Schäden entstanden sind. Aus manchen Ecken des verwinkelten Gemäuers wachsen schon wieder kleine Bäumchen.